

KARL HILLENBRAND

Der Dienst des Generalvikars im Schnittpunkt kirchlicher Lebenslinien

Trotz ihres göttlichen Auftrags ist die Kirche eine irdische Größe und muss sich deshalb den praktischen Herausforderungen des Alltags stellen. Dabei wird gerade Verwaltungshandeln von Seelsorgern häufig als unangemessene und wenig geistliche Aufgabe erlebt. Umso wichtiger ist eine theologisch-spirituelle Fundierung. Über seine Erfahrungen in dieser Spannung reflektiert der Würzburger Generalvikar. (Redaktion)

Als ich vor fünf Jahren zum Generalvikar des Bistums Würzburg ernannt wurde, schrieb mir ein Mitbruder, der dieses Amt schon lange ausübt: „Sie übernehmen mit diesem Dienst eine der spannungsreichsten, aber auch spannendsten Aufgaben in der Kirche. Generalvikar sein bedeutet, im Dienst vielfältiger Beziehungen zu stehen“.¹ Diese Einschätzung hat sich seither immer aufs Neue bewahrheitet. Dabei lassen sich Spannungen nur aushalten, wenn man ständig verschiedenste Erfahrungen im kirchlichen Leben aufeinander bezieht und miteinander vermittelt; nicht zuletzt sind dabei pastorale und disziplinarische Entscheidungen auf die permanente theologische Reflexion und auf die spirituelle Rückbindung verwiesen. Die folgenden Gedanken gehen von dieser Grundeinsicht aus und wollen zeigen, wie kirchlicher Leitungsdienst und speziell die Tätigkeit eines Generalvikars im Schnittpunkt verschiedenster kirchlicher Lebenslinien stehen. Es geht mir dabei nicht um eine systematische Darstellung; es handelt sich mehr um theologisch-spirituelle Streiflichter, die aus der alltäglichen Praxis

erwachsen sind. Zu dieser Praxis gehört – oft sehr schmerzhaft – die Erfahrung von Herausforderungen und Konflikten. Grundsätzlich gilt jedenfalls:

Wer heute ein kirchliches Amt ausübt – dies trifft in erhöhtem Maße auf die Mitarbeit in der Diözesanleitung zu –, muss sich immer wieder im besten Sinn selbst relativieren. Der Satz aus dem zweiten Korintherbrief bleibt dabei ein zentraler Maßstab: „Wir verkündigen nicht uns selbst, sondern Jesus Christus als den Herrn, uns aber als eure Knechte um Jesu willen“ (2 Kor 4,5). Genau anhand dieses Maßstabes wird jedoch oft ein Vorwurf formuliert: Es gelinge der Kirche und ihrem Amt heute vielfach nicht mehr, die ursprüngliche Botschaft Jesu transparent zu machen – die Institution sei vielmehr weitgehend zum Selbstzweck geworden. Wenn ich recht sehe, lässt sich diese Beschuldigung in einer dreifachen Anklage zusammenfassen: Jesus wollte Gemeinschaft *gestalten* – die Kirche will dagegen den Glauben *verwalten*...

Jesus wollte die Menschen *bekehren* – die Kirche will sie dagegen *belehren*...

¹ Brief von Generalvikar B. Kresing (Paderborn) an den Verf. v. 10. 6. 1996.

In Jesus konnte sich Gottes Liebe *bewähren* – die Kirche will dagegen eine Lehre *bewahren*...

Will man auf diese Vorwürfe gerade als Amtsträger antworten, darf man sich nicht auf bloße Verteidigungsstrategien beschränken – man muss sich vielmehr um vertiefte Einsichten in die Grundlagen des Glaubens bemühen; von daher erst wird eine Ortsbestimmung des eigenen Tuns möglich und sinnvoll, die nicht an der Oberfläche bleibt. Eine solche theologische Standortsuche für den Dienst des Generalvikars im Konflikt- und Spannungsfeld des kirchlichen Lebens soll in drei Schritten versucht werden, und zwar in drei theologisch-spirituellen Besinnungen auf die Praxis Jesu, auf die Geschichte des Glaubens und auf menschennahe Seelsorge.

1. Dienst an der Kirche für das Reich Gottes

Der erste Vorwurf hieß: Jesus wollte Gemeinschaft gestalten – die Kirche will dagegen den Glauben verwalten. Oder anders gewendet: Jesus wollte eine Gemeinschaft als lebendigen Organismus, die Kirche wurde in ihrer Geschichte mehr und mehr – zumal in Deutschland – zu einer leblosen, bürokratischen Organisation. Ich muss in diesem Zusammenhang an die halb spaßhaft, halb ernst gemeinte Bemerkung eines Bekannten bei meiner Einführung als Generalvikar denken: „Du hast jetzt einen krisensicheren Job – selbst wenn sich demnächst herausstellen sollte, dass Jesus nie gelebt hätte, gäbe es in zweihundert Jahren immer noch Kirchenverwaltungen und Bischöfliche Ordinariate“... So recht konnte ich darüber nicht lachen.

Ich habe mich daraufhin lange gefragt: Gelingt es uns, die kirchlichen Struk-

turen genügend auf Jesus hin transparent zu machen? Vielleicht machen wir einen entscheidenden Grundfehler in bester Absicht, indem wir unsere Pastoral zu sehr vom Modell der Fürsorge her konzipieren. Dahinter steht die Absicht, in einer immer pluraler und differenzierter gewordenen Lebenswelt möglichst allen Gruppen etwas zu „bieten“: Wir tun dann folgerichtig etwas *für* die Jugend, *für* die Familien, *für* die Senioren, *für* die Kranken. All das ist wichtig und richtig. Aber besteht dabei nicht zu leicht die Gefahr, dass dann zum Beispiel eine Pfarrgemeinde wie ein Verband von unterschiedlichen Interessengruppen geführt wird, die jeweils mit entsprechenden „Sonderangeboten“ zu bedienen sind?

Ein Grundzug im Handeln Jesu war doch, dass er sich nicht einfach auf alle möglichen Anforderungen einließ, sondern auf solche Situationen, in denen Gemeinschaft aufleuchten sollte, in denen er Gott den Menschen nahe brachte und dadurch die Menschen miteinander in Verbindung hielt. Jesus hat Gemeinschaft hergestellt – dadurch ergibt sich auch für den Dienst der Kirche an den Menschen ein zentraler Maßstab, der vielleicht gerade heute wieder neu bedacht werden müsste: So wichtig es ist, in unserer Pastoral etwas *für* einzelne Menschen und Gruppen zu tun – wäre es nicht noch dringlicher, sie *miteinander* in Verbindung zu bringen, so dass unterschiedliche kirchliche Lebenswelten sich nicht verselbstständigen, sondern „vernetzt“ werden: die Erfahrung der Familien mit jener der Alleinstehenden, das Anliegen der Verbände mit dem der charismatischen Gebetskreise? Gelingt der Brückenschlag zwischen der Kerngemeinde einer Pfarrei und distanzierten Auswahlchristen, die gleichwohl ein Interesse

am Glauben haben; werden fundamentalistische Gruppen nicht einfach abgehängt, auch wenn das Gespräch mit ihnen oft unendlich schwierig ist? Nur so kann aber Kirche als „versöhnte Verschiedenheit“ wachsen, die Spannungen aushält und gerade dadurch Gruppendenken und Nischenmentalität überwindet. Es geht dabei um die Bewährungsprobe einer Communion-Ekklesiologie, die in der theologisch-spirituellen Besinnung auf die Praxis Jesu Maßstäbe für das kirchliche Handeln gewinnt.

Dabei ist ein Grundsatz wichtig, den ich so ausdrücken möchte: Die konkrete Kirche ernst nehmen, aber sie auf das Reich Gottes hin relativieren! Ich habe manchmal den Eindruck, dass es in unserer Kirche bei Debatten über pastorale Methoden oder Fragen der Organisationsform engagierter und hitziger zugeht als in Gesprächen über Grundfragen des Glaubens. Mit Schrecken denke ich daran, wie wir im Diözesanrat unseres Bistums eine ganze Wahlperiode lang mit Satzungsdebatten zubrachten, während im gleichen Zeitraum der Gottesdienstbesuch dramatisch zurückging. Ein Kaplan klagte mir kürzlich, dass bei einem Elternabend zur Erstkommunion über das Verständnis der Eucharistie zehn Minuten, über die Frage der Kommunionkleider dagegen fast zwei Stunden debattiert worden sei... Es mag sein, dass hier die „Versuchung des Greifbaren“ eine gewisse Rolle spielt, aber das ist keine Entschuldigung.

Nichts gegen berechnete Organisationsformen und Pastoralpläne: Wir brauchen sie, weil auch Christen nicht außerhalb der konkreten Welt mit ihren Gesellschafts- und Kommunikationsstrukturen leben. Aber all diese Pläne können nur Hilfen sein, sie müssen sich daran messen lassen, ob sie den

Einsatz Gottes für die Menschen, der in Jesus sichtbar geworden ist, erhellen oder verstellen. Bei manchen erbitterten Auseinandersetzungen um Konzepte der Gemeindeleitung oder der Sakramentenpastoral habe ich den Eindruck, dass Seelsorgsmittel zur Seelsorgsmitte werden – Gott und die Menschen geraten über solchen Methoden- und Strukturfragen dann sehr rasch aus dem Blick. Ich frage mich: Liegt darin etwa eine Grundversuchung unserer Zeit, dass wir – im Zuge eines längst nicht mehr ungebrochenen Fortschrittsoptimismus – die Kirche zu sehr unter dem Aspekt der menschlichen Machbarkeit gesehen haben, eben weil wir heute fast alles planen, organisieren und produzieren können? Vielleicht haben gerade wir Priester zu lange und zu sehr die Kirche als *unsere* Unternehmung betrachtet, auf die wir entweder stolz sind oder derer wir uns schämen müssen und dann trotzig meinen: „Wir schaffen die beste Kirche aller Zeiten!“ Darin liegt eine gefährliche Überforderung, die zwangsläufig in Enttäuschungen umschlagen muss. Kirche lässt sich nicht machen – ich kann als Christ immer nur mitmachen bei der Initiative Gottes, der in Jesus stets neue Gemeinschaft herstellen will, indem er schwache Menschen in ihrer ganzen Vorläufigkeit zu Vorläufern des Endgültigen macht – für sein Reich, in dem diese Gemeinschaft einmal bleibend sein wird.

Für den Dienst eines Generalvikars, der sehr stark vom Umgang mit konkreten Personalentscheidungen und Verwaltungsstrukturen geprägt ist, bedeutet dies, dass sein Einsatz in den vielen Einzelbereichen seines Tätigkeitsfeldes immer mehr sein muss als kirchliches Management – es braucht in allem eine spürbare Offenheit auf den je größeren Gott hin, die alle Teil-

bereiche durchdringt und verhindert, dass die Schwerkraft des „Betriebs“ und des bloßen „Funktionierens“ ein Übergewicht erhält. Es geht letztlich um die immer neu nötige Verhältnisbestimmung von Verwaltung und geistlicher Leitung. Worauf es ankommt, hat Kardinal Karl Lehmann so umschrieben: „Es gibt dabei keine Patentlösung, wie die Spannung zwischen der geistlichen Leitung und der Verwaltung überwunden werden kann. Hier hilft keine mechanische Aufgliederung zum Beispiel in eine juristische und in eine geistliche Abteilung, in innere und äußere Angelegenheiten. Diese Spannung muss man immer wieder aushalten und austragen. Keine kirchliche Verwaltungsmaßnahme, kein Schriftstück, das in Verbindung damit die Kanzleien verlässt, ist ohne geistlichen Bezug. Aber auch jede geistliche Weisung braucht, soweit es möglich ist, zur wirksamen Umsetzung angemessene Formen der Verwaltung. Dies darf freilich nicht zu einer Sakralisierung oder Immunisierung von Verwaltungsvorgängen führen.“²

2. Kontinuität und Veränderung

Der zweite Vorwurf lautete: Jesus wollte die Menschen bekehren – die Kirche will dagegen belehren...

In diesem Zusammenhang wird vor allem kritisiert, dass die Kirche Jesu befreiende Botschaft von Versöhnung und Umkehr in ein System starrer Glaubenssätze und Dogmen gepresst habe, von denen keine Impulse für das konkrete Glaubensleben mehr ausgingen. Gewiss müssen gesamtkirchliche Glaubensaussagen immer wieder neu

mit dem „Leben vor Ort“ vermittelt werden – aber man darf aus dieser Spannung zwischen Übersetzung und Ursprung auch nicht gleich einen Gegensatz zu Jesus konstruieren. Im Auf und Ab ihrer Geschichte, ja selbst in ihren dunkelsten Zeiten, hat die Kirche – mitunter gegen sich selbst und gegen Missstände in ihren Reihen – die Erinnerung an Jesus wach gehalten und die Botschaft der Bibel weitergegeben. Darin liegt auch der Grundsinn von Lehraussagen im Glauben; „Dogma“ als verbindlich festgelegte Glaubenswahrheit darf dabei nicht einseitig verstanden werden. „Verbindlich“ meint nicht nur „verpflichtend“. Es ist genauso als *Verbindung* zwischen dem Glauben des Ursprungs, seiner Weiterentwicklung und der Gegenwart zu verstehen – dadurch soll auch deutlich werden, dass Kirche nicht nur die Glaubensgemeinschaft einer bestimmten Epoche umfasst, sondern Weggemeinschaft im Glauben durch die *ganze* Geschichte darstellt. Aber, so muss man fragen: Sind diese Übersetzungsversuche, in denen die Botschaft des Ursprungs und das Verbindende des Glaubens über die Zeiten hinweg für uns heute verdeutlicht werden soll, nicht fast zum Scheitern verurteilt, wenn man die Situation nüchtern betrachtet?

Da gibt es zunächst ein Phänomen, das oft als „Auswahlchristentum“ bezeichnet wird. Das heißt: Eine Glaubenslehre wird nicht mehr als Ganze übernommen, sondern nur jene Aspekte, die dem Einzelnen wichtig erscheinen und die aus seiner Sicht zum Gelingen des Lebens beitragen. Dazu kommt eine Veränderung, die noch tiefgreifender ist: Der Wandel selbst wird näm-

² K. Lehmann, Verwaltung – Führung – geistliche Leitung. In: B. Nichtweiß (Hg.): In der festen Schale steckt ein guter Kerl. Generalvikar Prälat Martin Luley zum 70. Geburtstag. Mainz 1995, 6–18; hier: 8f.

lich, losgelöst von allen Inhalten, in einer Weise zum Prinzip erhoben, wie dies vorher nicht der Fall war. Trends, die heute „in“ sind, können morgen schon wieder „out“ sein. Viele machen sich nun gar nicht klar, wie sehr ein solches Grundempfinden im Gegensatz zu einer Weltsicht steht, die Erneuerung vornehmlich als Rückbesinnung auf Vorgegebenes versteht, wie es im christlichen Glauben der Fall ist. Dieses neue Lebensgefühl, in dem der Wandel einen Wert an sich darstellt, ist nicht einfach problemlos mit der christlichen Grunderfahrung in Einklang zu bringen. Denn diese beruht auf einem Geschehen der Vergangenheit (dem alttestamentlichen Bund und dem neutestamentlichen Christusgeschehen), das immer neu in die Gegenwart hineinwirken will und gleichzeitig den Weg in die Zukunft prägt. Dass die Chancen einer solchen Grundeinstellung gegenüber einer Haltung des ständig Neuen, das auf solche Zusammenhänge keinen Wert legt, unendlich schwierig werden, liegt auf der Hand. Manches Unverständnis gegenüber kirchlichen Positionen und Aussagen hat seinen Grund nicht bloß in einem anderen Denk- und Sprechstil, sondern in dieser Grunddifferenz zwischen dem Prinzip der kreativen Erinnerung und dem Gesetz des ständigen Wandels.

Es ist wichtig, diesen Widerspruch nüchtern wahrzunehmen, weil sonst Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, sehr leicht in Frust und Resignation umschlagen. Es verbietet sich auch, in beschönigender oder gar verharmlosender Weise zu beschwichtigen, es habe ja in der Kirchengeschichte schon viel schlimmere Zeiten gegeben. Aber aus dem Rückblick auf die Vergangenheit lässt sich doch eines lernen: Der Glaube war stets dann gefährdet, wenn er sich zu sehr an bestimmte

Kultur- und Sozialmilieus (wie etwa das Bürgertum und die Monarchie) gebunden hat und von ihnen seine stabilisierenden Stützen erwartete. Dann drohte die Gefahr der Erstarrung; das Eigenprofil der Kirche konnte nicht mehr genügend deutlich werden; ein Neuaufbruch wurde nötig, in dem unter veränderten Bedingungen die Wurzeln wieder entdeckt werden mussten. Insofern ist gerade bei der Ausübung kirchlicher Leitungstätigkeit der theologisch-spirituelle Blick auf die Geschichte des Glaubens alles andere als ein Luxus.

Die Frage, die sich für die Kirche dabei stellt, heißt doch: Wie können wir in einer radikal veränderten Situation den Kern der christlichen Botschaft neu bezeugen, dass es gut und befreiend ist, sein Leben auf Gott zu gründen, ihm in der Ausrichtung an Jesus nachzufolgen und an seinem Reich mitzubauen? Wird dabei deutlich, dass die Weitergabe des Glaubens zwar notwendig aus früheren Erfahrungen schöpft und sich auf sie beziehen muss, dass sie aber gerade deswegen ein lebendiger Vorgang und keine erstarrte Form ist, die sich um ihrer selbst willen behauptet? Denn „Tradition“ bedeutet Weitergabe der Flamme und nicht der Asche! Der Maßstab für diese Weitergabe kann wieder nur die Orientierung an Jesus selbst sein. Dies bedeutet, dass man auch bei der eigenen Tätigkeit zwischen Überholbarem und Wesentlichem trennen muss.

Im Blick auf den Dienst eines Generalvikars kann man nur zitieren, was Norbert Feldhoff, einer der besten Kenner dieses Berufsbildes, mit rheinischem Humor so formuliert hat:

„Ich stelle in meinen Gedanken sogar das Amt des Generalvikars in der Form, wie es historisch gewachsen ist, oft in Frage. Ich kann mir durchaus

vorstellen, dass man in einigen Jahrzehnten auf dieses Amt, wie es sich heute in Deutschland darstellt, ähnlich zurückschaut wie wir auf die Kölner Erzbischöfe zurückschauen, als sie Kurfürsten waren und weltliche Ämter machtvoll ausübten. Oft habe ich den Mitarbeitern, die neu bei uns anfangen, gesagt, dass Jesus sich im Kreis seiner Jünger sicher niemals vorgestellt habe, dass es zu einem Generalvikariat unserer Größenordnung kommen würde. Solche Infragestellungen sind für mich keine albern Spielereien, sondern ernsthafte geistliche Überlegungen. Es ist wichtig, dass man sich gerade in einem solchen Amt die historischen und menschlichen Komponenten deutlich macht, die in der Kirche wandelbar sind. Vielleicht verhindern gerade solche Überlegungen, dass man zu einem verkrampften Amtsverständnis kommt. Der berühmte Satz, den wir von Johannes XXIII. kennen, ‚Nimm dich nicht so wichtig‘ ist sicher auch eine Hilfe für Generalvikare. Dieser Gedanke lähmt nicht, er macht im Gegenteil frei und lässt einen bei allen Belastungen noch ruhig schlafen.“³

3. Dienst an der Einheit in der Vielfalt des Glaubens

Der dritte Vorwurf hieß: In Jesus konnte sich Gottes Liebe bewähren – die Kirche will dagegen eine Lehre bewahren...

Ich frage mich, ob das Widersprüche sein müssen. Eine lebendige Kirche braucht beides: Den Dienst des Lehramtes, das den Glauben bewahrt, und die verschiedensten Formen des Engagements, in denen sich der Glaube

bewährt. In dieser Zuordnung kann es wohl Spannungen geben, aber man darf beides nicht voneinander trennen. Die verbindenden Elemente zwischen den beiden Polen heißen: Kommunikation und Dialog. Aber bleiben das nicht große Worte und bloße Worte, wenn man die kirchliche „Großwetterlage“ betrachtet? Manchmal kommt mir das, was Paulus an die Korinther schreibt, wie ein Kommentar zu unserer heutigen Situation vor. Es heißt da (1 Kor 1, 12–13): „Jeder von euch sagt etwas anderes: Ich halte zu Paulus – ich zu Apollos – ich zu Kephas – ich zu Christus.“ Ist denn Christus zerteilt? Auf die Gegenwart bezogen: „Ich halte zu Drewermann – ich zu Lefebvre – ich zu Küng – ich zum Opus Dei“... Manchmal habe ich den Eindruck, das Gegeneinander verschiedener Gruppen in unserer Kirche markiert tiefere Gräben als das, was die Konfessionen noch voneinander trennt. Glaubensbewährung ist genau dann nicht möglich, wenn jeder seinen Zugang für das Ganze nimmt – die Botschaft Jesu bleibt dabei nur zu leicht auf der Strecke. Um recht verstanden zu werden: Gemeinsamkeit besteht nicht in Uniformität oder falscher Harmonie, die Spannungen verdrängt oder Probleme unter den Teppich kehrt. Auf christliche Weise Konflikte auszutragen, muss kein unversöhnliches Streiten sein, sondern ist geradezu lebenswichtig, wie ein Blick in das Neue Testament zeigt. Ein Teil der Paulusbriefe entstand ja zum Beispiel aufgrund von Meinungsverschiedenheiten. Schlimm wird es nur, wenn solche Konfliktsituationen über Beziehungsstörungen zur Dialogverweigerung oder gar zur Polarisierung entarten. Dann wird Kirche un-

³ N. Feldhoff, Macht und Ohnmacht eines Generalvikars. Manuskript eines Vortrags im Collegium Albertinum Bonn am 19.11.1995, 12.

glaubwürdig. Mir tut es immer weh, wenn in manchen kirchlichen Kreisen Kommunikation und Kooperation lediglich als Mittel zum Zweck gesehen oder gar als schwächliche Anpassung an den Zeitgeist diffamiert werden. Kommunikation ist gerade im Glauben nichts Beliebiges und stellt keinen Widerspruch zum Leitungsprinzip dar. Kommunikation ist keine bloße Methode, ohne die es auch ginge. Sie ist vielmehr ein Ernstmachen mit der Lebensform Gottes, weil der dreifaltige Gott in sich selbst – als Vater, Sohn und Geist – Kommunikation, Austausch von Leben ist, das er mit uns Menschen teilt.⁴

Wenn in dieser Stunde der Kirche der Dialog so intensiv betont wird, dann steckt dahinter keine bloße Strategie, damit „es“ wieder besser läuft – dieses Bemühen ist vielmehr von der Einsicht getragen, dass Gott aus sich herausgeht, dass er sich in Jesus Christus für unser Leben entscheidet und dass sich durch seinen Geist diese Bewegung fortsetzt.

Wenn ich nun diese Einsicht auf die Kirche übertrage, dann kann sie den Glauben an Christus nur bewahren und ihn im Leben bewähren, wenn das Mühen um Dialog und Kommunikation die ganze Bandbreite des Glaubens in den Blick nimmt. Der 1996 verstorbene Psychoanalytiker Albert Görres hat dazu einmal treffend bemerkt: „Die Kirche ist, wie die Sonne, für alle da. Für Gerechte und Ungerechte, Sympathen und Antipathen, Dumme und Gescheite, für Sentimentale ebenso wie Unterkühlte, für Neurotiker, Psychopathen, Sonderlinge, Heuchler und für solche wie Natanael, an denen kein Falsch ist, für Feiglinge und Helden,

Großherzige und Kleinliche. Auch für kopf- und herzlose Bürokraten, für Fanatiker und für eine Minderheit von gesunden, ausgeglichenen, reifen, seelisch und geistig begabten, liebesfähigen Naturen. Diese lange Liste ist nötig, um klarzumachen, was man eigentlich von einer Kirche erwarten kann, die aus allen Menschensorten zusammengerufen ist und deren Führungspersonal auch aus diesem bunten Vorrat stammt.“⁵ Dieser Satz ist nicht zynisch gemeint, sondern will Mut zu einer nüchtern-realistischen Sicht der Kirche machen und letztlich zur Sympathie aufrufen: nicht zur Sympathie für eine romantisch verklärte Kirche von gestern und auch nicht zur Sympathie für eine bloß erträumte Kirche von morgen, sondern zur Sympathie für eine Kirche, die hier und heute zum Zeugnis für Jesu liebende Zuwendung gerufen ist. Gerade der Dienst des Generalvikars ist häufig – allzu häufig! – vom Umgang mit Konflikten und problematischen Verhaltensweisen im Bistum und in der Diözesanverwaltung geprägt. Die dafür aufzuwendende Zeit und Energie darf nicht den Blick auf das Gute und Positive verstellen, das oft viel unauffälliger geschieht. Nichts schlimmer, als wenn ein Generalvikar über den Einzelproblemen, mit denen er ständig zu tun hat, die Wahrnehmungsfähigkeit für die Vielfalt des kirchlichen Lebens verliert. Um dies zu verhindern, muss er im Letzten immer ein theologisch interessierter Seelsorger bleiben, der bei allem noch so notwendigen kritisch-distanzierten Hinschauen den Menschen gegenüber eine wohlwollende Nähe bewahrt. Dazu ist freilich eine Sicht-

⁴ K. Hemmerle, Thesen zu einer trinitarischen Ontologie, Einsiedeln 1976, 66ff.

⁵ A. Görres – W. Kasper (Hg.), Tiefenpsychologische Deutung des Glaubens? QD 113, Freiburg-Basel-Wien 1988, 134.

weise nötig, welche die Arbeit eines Priesters in der kirchlichen Verwaltung nicht mit dem Ausstieg aus der Pastoral gleichsetzt. Der 1998 verstorbene Trierer Weihbischof und frühere Generalvikar Gerhard Jakob hat im Blick auf dieses Klischee noch kurz vor seinem Tod höchst bemerkenswerte Sätze geschrieben, die uns allen in Erinnerung bleiben sollten: „Seelsorge lässt sich auch praktizieren – je nachdem, wie man die Prioritäten setzt – in der Bistumsleitung und Bistumsverwaltung, und in der Art und Weise, wie man die Tätigkeit ausübt. Die Aufmerksamkeit gegenüber jedem Gesprächspartner, das Sichhineinversetzen in seine Situation, das Hineindenken in seine Überlegungen und Argumente, ein dialogischer Stil und eine kooperative Arbeitsweise empfehlen sich für die Verwaltung ebenso wie für die Seelsorge. Die Möglichkeit der Seelsorge ist auch gegeben am Schreibtisch und im Sitzungsraum. Deshalb ist mir auch die Einstellung verdächtig, die unterscheidet zwischen der angeblich höher zu wertenden persönlichen Seelsorge und der minderwertigen Büro- und Verwaltungsarbeit. Sicher geht es um den Menschen. Aber eine Kirche aus Menschen in den Gegebenheiten dieser Welt braucht zu ihrem Dienst an den Menschen entsprechen-

de Voraussetzungen an Organisation, Vermögen, Räumlichkeiten und Finanzen. Damit ist deren Besorgung und korrekte Handhabung ein Dienst an der Kirche. Für mich war es eine ständige Herausforderung, die Interessen, Vorhaben und Argumente des Einzelnen und der einzelnen Pfarrei in Einklang zu bringen mit dem Gesamt aller Pfarreien des Bistums.“⁶

Letztlich lässt sich die Aufgabe des Generalvikars, die ja immer nur im engen Zusammenhang mit dem Dienst des Bischofs ausgeübt werden kann, als „Dienst an der Einheit“ sehen, in dem die verschiedensten Personen, Gruppen und Lebensvollzüge im Bistum wahrgenommen und vom Maßstab des Glaubens her aufeinander bezogen werden. Oberflächliche Harmonie kann dabei nicht das Ziel sein. Die Perspektive, um die es geht, hat der vor 25 Jahren verstorbene Erzbischof von München und Freising, Julius Kardinal Döpfner, einmal treffend so skizziert: „Die Kirche liegt nicht auf der Sandbank der Zerstörung, sondern auf der Werft der Erneuerung. Zugegeben, eine Werft ist keine idyllische Waldwiese. Dort kann es laut, windig, ungemütlich und gelegentlich gefährlich sein. Aber dort werden Schiffe nicht verschrottet, sondern ausgerüstet zu neuer Fahrt.“⁷

⁶ Gerhard Jakob, „Notizen“ im Angesicht des Todes, Trier 1998, 17.

⁷ Julius Kardinal Döpfner, Weggefährte in bedrängter Zeit. Briefe an die Priester, hg. v. E. Tewes, München 1986, 96.